



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 19. Dezember 2021, 08.40 Uhr

Wunsch-Gedanken  
Vom Wert der Wünsche und des Wünschens  
Von Marleen Stoessel

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Weihnachten steht vor der Tür. Ein weiteres Mal im Zeichen der Pandemie. Die Glückwünsche zu den Feiertagen, zum Geburtstag oder wie jetzt zu Weihnachten sind längst zu rituellen Floskeln erstarrt. Nun entfalten sie mehr denn je ihre existentielle Dimension, erhalten in der Wunschformel "Bleib gesund!" gewissermaßen ihre leibhafte Bedeutung zurück. Dass wir gesund und vor Ansteckung mit dem so unsichtbaren wie heimtückischen Virus verschont bleiben, dürfte derzeit für alle Menschen weltweit die größte Bedeutung haben. Ein Wunsch, in dessen Schatten alle anderen Wünsche verblassen, die doch traditionellerweise das Weihnachtsfest verzaubern, auch schon all die Wochen davor. Es ist der Zauber im Lichterglanz der Erwartung, der im Wünschen liegt und die *Adventszeit* überstrahlt, wörtlich die Zeit einer *Ankunft*, nämlich der Geburt des Erlösers. Eine Zeit, die der Besinnung und unseren Wünschen gilt, auch der Besinnung *auf* diese Wünsche, nicht nur in ihrem materiellen oder leiblichen, sondern auch in jenem religiösen oder metaphysischen Sinn. Es ist der Zauber im beseligenden Vorgriff auf eine Erfüllung, die wir in unserem Wunschsehnen imaginieren. Kinder dürften bis heute am stärksten von dieser seligen Sehnsucht erfasst sein, weshalb dieses Fest vor allem ein Kinderfest ist. Weshalb aber auch noch vielen Erwachsenen in der Erinnerung an die eigene Kinderweihnacht die Augen leuchten.

Wenn wir bedenken, was alles uns derzeit infolge der pandemischen Weltlage vorbehalten ist, könnte das Wünschen heute eine neue, aus tieferen Schichten unseres Daseins entspringende Triebkraft entfalten. Allseits werden Pläne durchkreuzt, Verluste gemacht, bewährte Lebensformen in Frage gestellt, den Kindern der Unterricht erschwert, die Gesundheit erschüttert, das Leben dem Tod näher gerückt. Was als stabil und gesichert galt: der Alltag, die Arbeit, Familie und Freunde, das Reisen, das soziale und kulturelle Leben – all das gerät ins Wanken, die Zukunft erscheint mehr denn je im Ungewissen. Wir befinden uns allesamt weltweit in einem Mangelstatus, aus dem wir uns so schnell wie möglich wieder herauswünschen. Ist es doch die einzige Gerechtigkeit dieser Pandemie, dass sie alle trifft und betrifft, uns alle gleichermaßen, doch keineswegs gleichermaßen. Selbst die, für die sie eine ungeahnte Chance darstellt, inne zu halten, zur Ruhe zu kommen, von lästigen Terminen frei zu werden und die entschleunigte Zeit zu genießen – auch sie wünschen sich all dies doch in Wahrheit nicht um den Preis einer viralen Bedrohung. Von anderen "Mangel- und Mängelzuständen" wie Kriegsgeschehen, Klimakrise, Flüchtlingsschicksalen, ganz zu schweigen.

Zugleich aber offenbaren die unterschiedlichen Formen des Mangels, gerade auch im Zuge der Corona-Pandemie, wie relativ alles ist und wie oberflächlich, ja bodenlos, absurd und wertlos manche Wünsche sind. Ein schwer Erkrankter, eine allein-erziehende Mutter, ein überforderter Intensivpfleger, eine Kellnerin dürften andere Probleme und entsprechend anders geartete Wünsche haben als jene, die auf ein paar Annehmlichkeiten ihres gewohnten Daseins verzichten müssen. Selbst wir Schreibende, naturgemäß im *Homeoffice*, müssen uns immer wieder mahnend daran erinnern. Mehr noch. Die Pandemie zeigt nicht nur an, was wir derzeit entbehren. Sie offenbart auch den Scheincharakter von Bedürfnissen und ihrer inszenierten Scheinerfüllung, die immer neue Scheinbedürfnisse erzeugt. Es ist zugleich das Gesetz von Besitz und Haben, von Geld und Kapital, von wirtschaftlichem Wachstum und materiellem Wohlstand – oder wie Karl Marx einmal pointiert formulierte: Geld *heckt* Geld. Genauso

heckt und weckt ein Bedürfnis das andere, keine Befriedigung kann da genügen. Wie den Zauberlehrling, so beherrschen uns die künstlich erzeugten, scheinbar unverzichtbaren Desiderate, ja werden zum Fluch, das falsche Wünschen schlägt um in Verwünschung, denn genug ist nie genug. Werbung und Markt sorgen dafür, dass dieser künstliche Wunschquell nicht versiegt. Und je saturierter, desto hohler wird das Leben, desto mehr Begier auf weitere Sättigung macht sich breit. "Wem genug zu wenig ist, dem ist nichts genug." So hat es einstmal der römische Philosoph Seneca formuliert. In einem Brief an seinen Freund und Schüler Lucilius rät er diesem:

*"Entnimm alles Dir selbst! So wenig es auch sein mag, es wird stets genug sein, wenn wir das, was uns fehlt, bei uns selbst suchen; denn es macht keinen Unterschied aus, Lucilius, ob Du etwas nicht entbehrst oder es gar nicht besitztest (...) Bedenke bei allen Dingen ihren Zweck, und Du wirst auf das Überflüssige verzichten (...) Niemals ist wenig, was genug ist, und niemals ist viel, was nicht genug ist ..."*

Das Ideal der antiken *Stoa*, jener philosophischen Strömung, der auch Seneca anhing, war das der Genügsamkeit, des Maßhaltens im leiblichen wie geistigen Sinn. Zu dieser im alten Griechenland entstandenen Schule zählten auch der griechische Philosoph Epiktet und der römische Kaiser Marc Aurel, ebenso Jahrhunderte später in ähnlichem Geist der spanische Gelehrte Balthasar Gracian. Sie alle haben ihre Regeln und Einsichten weniger in philosophischen Systemen als in geistreich-scharfsinnigen Aphorismen verfasst, in Sittenlehren, die bis heute eine Anleitung zur Lebenskunst darstellen. Es sind die Reflexionen über ein "glückseliges Leben", wie es Seneca nennt, das heißt eines gelingenden Lebens in der Erkenntnis der Unvollkommenheit allen Seins und Daseins, auch des menschlichen. Empfehlungen also, wie man sich mit all diesen Mängeln begnügt, ja versöhnt. Nicht so sehr Glück im flüchtigen Sinn ist hier die leitende Idee als vielmehr Selbstbescheidung, Bedürfnislosigkeit, Ausgewogenheit und Balance unserer Triebe, auch die unserer Wünsche und Begierden. Oder man denke an die alte japanische Lehre des *Wabi-Sabi*, die dem Zen-Buddhismus verhaftet ist. Ihr Motto ist gleichsam das "Weniger ist mehr", was schlicht heißt: Verzicht durch fortgesetztes Weglassen, so wie es noch die Dichtung des *Haiku* mit ihren kurzen knappen Versen praktiziert. Es ist das Denken der *Leere*, in welcher nach dieser Auffassung der wahre Reichtum blüht – ein gleichzeitig ethisches wie ästhetisches Konzept.

Indessen wird die Pervertierung unserer Bedürfnisse im Dauerkonsum derzeit manchem bewusst. Auch immaterielle Erzeugnisse zählen dazu, selbst kulturelle "Events", soweit sie nur oberflächlicher Zerstreung dienen – all das, womit wir uns selbst betäuben, die Zeit totschiessen, die innere Ödnis zu übertönen versuchen. Diese neue Stille, womöglich Langeweile, ja Leere, die infolge der wiederholten Lockdowns in vielen Bereichen herrschen, können uns immerhin all jenes Falsche, Übermäßige, Überdröhnte hörbar machen, es offenlegen mit all seinen Folgen für die geistige, politische, ökologische, gar planetarische "Gesundheit". Dies ist die Chance. Denn der so verständliche wie berechtigte Wunsch nach "Normalität" sollte aus einem anderen Bewusstsein, vielleicht gerade aus dieser erhellenden Erfahrung hervorgehen, aus der neuen Besinnung darauf, welche Bedürfnisse wichtig sind und lebensnotwendig als wesentlicher Teil unseres Daseins und unseres Rechts da zu sein. Die politischen

Rücksichtnahmen auf die "systemrelevanten" Berufe, die etwas von diesen Grundbedürfnissen widerspiegeln, reichen indessen dafür allein nicht aus. Auch Kultur, als wirkliche Menschenbildung verstanden, ist Teil des Menschenrechts. Dies alles ist zu unterscheiden von jenen Pseudobedürfnissen, die überflüssig oder gar schädlich sind. Ein solches neu zu bildendes Bewusstsein führt vielmehr auf die andere, immaterielle Seite des Wunschs und allen Wünschens, auf sein kulturbildendes Potential, seinen Wert, seine magische utopische Kraft, auf seinen Anteil an der Lebenskunst, zu der eben auch diese Besinnung gehört.

Möglich, dass diese magische Kraft des Wünschens uns in der Kindheit näher war, als wir diese Kraft noch im Geschenk, in der Seligkeit des Beschenktwerdens, im Wunder der Überraschung erfuhren – im Lichterglanz des Weihnachtsbaums, unter dem das heißbegehrte Stofftier, der Teddy, die Puppe, die Ziehharmonika oder die ersehnte Eisenbahn lagen. Jene Wunschkraft auch, die noch im gestillten Begehren, im erfüllten Augenblick gegenwärtig ist, im Moment wunschlosen Glücks, das sonst nur die Liebe gibt. Eine Kraft, die uns trug, bevor wir nach und nach ihre Magie einbüßten, indem wir, buchstäblich desillusioniert, erlebten, dass die Erfüllung eines Wunschs unter unserer Erwartung blieb, sie nur mehr enttäuscht. So wie es im Dauerkonsum mit seiner ständig angestachelten Gier auf noch mehr, noch besser, noch schöner, weiter, schneller, höher, teurer geschieht und jede Erfüllung sich als Illusion erweist. Weshalb mit dem wachsenden Reichtum auch die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander driftet, während es in den Märchen, denen wir einstmals süchtig lauschten, stets die Armen, aber Redlichen waren, die Belohnung erfuhren, indes der Reiche leer ausging. Zu jener vertrauensseligen Zeit also, "als das Wünschen noch geholfen hat", als es noch Gerechtigkeit für uns zu geben schien und diese sich in den Wünschen und ihrer Erfüllung, in der Form ihrer Erfüllung spiegelte.

Wünsche erscheinen uns immer im Konjunktiv, im Modus der Hoffnung auf eine Erfüllung, die in der Zukunft liegt, während die Gegenwart sich in einem *möchte, könnte, hätte, wollte, wäre* darstellt, in einem konditionalen *wenn*. So sagen wir als Kind: wenn ich einmal groß bin ... Als Schüler: wenn ich erst das Abitur habe ... Und heute: wenn diese Pandemie endlich zuende ist, dann ... Dieses *Wenn* verweist auf ein Fehlendes, einen Mangel, ein Brauchen, ein Nochnicht, ein Unvollständiges, ja Unvollkommenes, zu deren Tilgung, Befriedung, Ausfüllung der Wunsch aufbricht. Zugleich antizipieren wir mit diesem *Wenn* eine Zukunft, in der sich der Wunsch vielleicht, hoffentlich erfüllt. Sich hoffentlich aber nicht erfüllt, wenn es der falsche, wertlose Wunsch war: die bloße Gier. Auch dies haben uns die Märchen beschrieben. Noch lehrreicher aber vollzieht sich die Wunscherfüllung in jener Dialektik, wie sie eine chassidische Anekdote beschreibt. Der Philosoph und Schriftsteller Walter Benjamin hat sie unter dem Titel *Der Wunsch* uns so erzählt:

*"In einem chassidischen Dorf saßen eines Abends zu Sabbat-Ausgang in einer ärmlichen Wirtschaft die Juden. Ansässige waren es, bis auf einen, den keiner kannte, einen ganz ärmlichen, zerlumpten, der im Hintergrunde im Schatten des Ofens kauerte. Hin und her waren die Gespräche gegangen. Da brachte einer auf, was sich wohl jeder zu wünschen dächte, wenn er einen Wunsch frei hätte. Der eine wollte Geld, der andere einen Schwiegersonn, der dritte eine neue Hobelbank, und so ging es die Runde fort.*

*Als jeder zu Worte gekommen war, blieb noch der Bettler in der Ofenecke. Widerwillig und zögernd gab er den Fragern nach: >Ich wollte, ich wäre ein großmächtiger König und herrschte in einem weiten Lande und läge nachts und schlief in meinem Palast und von der Grenze bräche der Feind herein und ehe es dämmerte wären die Berittenen bis vor mein Schloss gedrungen und keinen Widerstand gäbe es, und aus dem Schlaf geschreckt, nicht Zeit mich auch nur zu bekleiden, und im Hemd, hätte ich meine Flucht antreten müssen und sei durch Berg und Tal und über Wald und Hügel und ohne Ruhe Tag und Nacht gejagt, bis ich hier auf der Bank in eurer Ecke gerettet angekommen wäre. Das wünsche ich mir. Verständnislos sahen die andern einander an. – >Und was hättest du von all dem?, fragte einer. – Ein Hemd, war die Antwort."*

*Ich wollte, ich wäre ...* Wie Lügen kurze, so haben Wünsche eher lange Beine, sie greifen weit in die Zukunft voraus und wirken in die Tiefe der Zeit zurück. Sie erfüllen sich, wie die Anekdote wunderbar ironisch-hintersinnig zeigt, im Weg, der Weg ist ihr wahres Ziel.

Das Wort *Wunsch* hat etymologisch mit *gewinnen* zu tun. Auch in diesem Bezug zur Sprachwurzel ist die Erfüllung allen Wünschens, als Belohnung, Geschenk, Gewinn, bereits vorausgedacht. Zugleich aber ist auch die Differenz, die Entfernung, der Prozess damit angesprochen, eben jener Weg, der zwischen Wunsch, Begehren und der Erfüllung, dem Erreichten liegt. Es ist die *Sehnsucht*, die *Wunschbewegung* selbst, die diesen Weg ausfüllt, den es aus dem Konjunktiv, dem bloß Möglichen heraus zurückzulegen gilt – eben das, was uns früh die Märchen und später das Leben lehren. Und es ist ihr *Wert*, der über die Erfüllung der Wünsche entscheidet.

Auch La Fontaine hat dies in einer berühmten Fabel dargelegt. Sie erzählt von einem Landmann, der kurz vor seinem Tod seine Söhne um sich versammelt und ihnen sagt, auf dem Feld, das er ihnen als Erbe überlässt, liege ein Schatz verborgen. Nach dem mögen sie suchen. Nach dem Tod ihres Vaters machen sich die Söhne also ans Werk, bestellen das Land, pflügen den Boden, beackern das Feld, das alsbald immer neuen Ertrag einbringt – bis sie erkennen, dass eben dies der "Schatz", der Reichtum ist, den ihnen der Vater verheißen hat. Dass in dieser Arbeit, diesem Gedeihen, dieser Ernte sich ihr Wunsch, den Schatz zu finden, erfüllt.

Diese Entfernung, dieser Weg, diese Sehnsucht sind es also, die den Antrieb bilden, der lebensnotwendig ist. Zugleich aber ist der Wunsch dem Traum verwandt, das Wünschen dem Träumen. Daher liegen in Wunsch und Erfüllung immer auch Illusion, Täuschung und Enttäuschung nah beieinander, und jeder kennt die Ernüchterung, wenn, wie so oft, das Erfüllte hinter der Erwartung zurückbleibt, das groß Gedachte und Gewünschte sich als kleiner erweist, wenn das Erwachen den schönen Traum zerstört. Indes liegt darin auch ein Gesetz der Wunscherfüllung selbst: indem für einen Moment in uns ein Antrieb, ein tieferer Trieb erstirbt, weil ihm die Sehnsucht genommen ist. Ohne diese Sehnsucht aber, ohne die Bewegkraft des Wunschs, ohne diesen Stachel könnte es keine Entwicklung, keine Evolution, kein Vorwärtskommen, keinen Fortschritt geben. Wünsche sind eine Trieb- und Produktivkraft per se. Daher kann ihre kleine oder große Erfüllung immer nur eine momentane Befriedigung und Befriedung bedeuten. Wir brauchen die Wünsche, die Träume. Wunschlos glücklich zu sein, wäre dauerhaft nicht zu ertragen. Wem nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, wer alles hat, stumpft ab. In diesem Sinn

empfiehlt, Jahrhunderte nach Seneca, Gracian in der 200. Regel seiner *Kunst der Weltklugheit*:

*"Man möge immer etwas zu wünschen übrig haben, um nicht vor lauter Glück unglücklich zu sein. Der Leib will atmen, der Geist streben. Wer alles besäße, wäre über alles enttäuscht und missvergnügt. Sogar dem Verstande muss etwas zu wissen übrig bleiben, was die Neugier lockt und die Hoffnung belebt. Übersättigungen an Glück sind tödlich. (...) Ist nichts mehr zu wünschen, so ist alles zu fürchten: unglückliches Glück! Wo der Wunsch aufhört, beginnt die Furcht."*

"Alles, was wert ist gewünscht zu werden, wird wahr" – sagte einmal der französische Diplomat, Résistance-Kämpfer und Mitarbeiter der UN-Menschenrechtskommission Stéphane Hessel, der 2010 noch mit über neunzig Jahren ein Empört Euch! in die Welt rief, zumal er es der Jugend zurief angesichts der ökonomischen und ökologischen Katastrophen weltweit. Er tat dies drei Jahre vor seinem Tod im Namen all der Wünsche und Werte, die jenseits von Konsum, Profit und Kapitalvermehrung es verdienen, ernst genommen und verwirklicht zu werden. Das junge schwedische, empört vor der Weltgemeinschaft auftretende Mädchen Greta Thunberg, fast noch ein Kind, und die von ihr inaugurierte *Fridays for Future*- Bewegung erscheinen förmlich als Widerhall jenes der Humanität verpflichteten Aufrufs eines hochverdienten alten Mannes. Denn in eben dieser Triebkraft und Motivation des Wünschens steckt der Sinn jeglicher Utopie, in der Vorstellung und Hoffnung auf eine bessere Welt. Der berühmte Philosoph Ernst Bloch hat solche Utopie das "Prinzip Hoffnung" genannt. Es ist das Prinzip einer aktiv träumenden, nicht etwa einlullenden, nur Illusionen nährenden Utopie. In ihr hat sich etwas von jener magischen Kraft bewahrt, die unsere Kinderwünsche hatten: unsere Träume vom Fliegen, vom Zaubernkönnen, das Sprechen mit Tieren, Blumen und Bäumen, im Bestreben, die Dinge und die Welt uns anzuverwandeln. Es ist eine Kraft, die wir nie einbüßen und bis zum Ende unseres Lebens schützen sollten – bis zu jenem Ende, wenn sich der Wunsch zum Schicksal geformt, zu unserem Lebensweg gewandelt, in diesem Weg erfüllt hat.

In diesen letzten Advents- und kommenden Weihnachts-Jahresendtagen können wir einmal wieder an die Quelle dieser magischen Wunschkraft gehen, sie anzapfen und uns darauf besinnen, wie viel zu wünschen uns noch übrig bleibt. Wie viel Schönes und Gutes für uns selbst und die anderen. Vielleicht auch einmal in generöser Abwandlung der gewohnten Wunschfloskeln, etwa so wie es bei dem bekannten Kinderbuchautor und Illustrator Janosch der Bär tut, wenn er der kleinen Maus seine Wünsche darbringt:

*"Ich wünsche unzerstörbare Schönheit, eiserne Gesundheit und immer etwas Speck im Kistle!"*

\* \* \*

Zur Autorin:

Marleen Stoessel, lebt als freie Autorin und Kulturpublizistin in Berlin